

Alexander S. Coburg

Die Managotteras

Die bewegte Geschichte einer Unternehmerfamilie

Roman

Die Handlung dieses Romans ist frei erfunden. Ähnlichkeiten der Personen mit real existierenden Menschen sind rein zufällig. Die geschilderten historischen Ereignisse haben sich tatsächlich zugetragen.

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.*

© 2020 Coburg, Alexander S.

Überarbeitete Neuauflage

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Umschlaggestaltung: Alexandra Schröder, Berlin

Bildquelle: unsplash.com

ISBN: 9783751967532

Inhalt

Schweigen
So fing alles an
Grau in grau
Braunfäule
Weiße Fahne
Grün ist die Hoffnung
Roter Faden
Kunterbunt
Goldener Herbst
Blauer Brief
Schwarzes Schaf
Abschied

Schweigen

Zu Hunderten sind sie gekommen, stehen dichtgedrängt um die Aussegnungs- und Trauerhalle herum. Und es werden immer mehr. Die einen haben ein Blumengebinde mitgebracht, die andern begnügen sich mit ihrer Anwesenheit. Hier und da reichen sich Leute die Hand oder nicken sich von weitem zu, flüstern miteinander oder schweigen. Allenfalls das Zwitschern der Vögel unterbricht die gespenstische Stille.

In den Mienen lässt sich Trauer, bisweilen blankes Entsetzen ablesen. Niemand hat derartiges erwartet, am allerwenigsten diejenigen, die dem näheren Umfeld zuzurechnen sind. Ab und zu ist ein verweintes Gesicht zu sehen, scheint selbst mancher abseits Stehende – dem Anschein nach wohl eher nicht zum engeren Kreis Zählende – seine Tränen kaum zurückhalten zu können.

Im lichtdurchlässigen Hallenvorraum herrscht derweil dichtes Gedränge. Jeder der dort Anwesenden will sich im ausliegenden Kondolenzbuch eintragen, möchte schwarz auf weiß dokumentieren, beim letzten Geleit dabei gewesen zu sein. Es ist dem herrlichen Sommertag zuzuschreiben, dass die durch das Glas eindringenden Sonnenstrahlen so manchen auf seine persönliche Signatur Wartenden ins Schwitzen bringen.

Drinnen in der Aussegnungs- und Trauerhalle sind alle Stühle besetzt. Gleich vorn links sitzen die Angehörigen, dahinter die ehemalige Belegschaft des inhabergeführten Unternehmens, die als Mannschaft der ersten Stunde quasi

zur Familie zählt und seit Jahren den Ruhestand genießt. Weiter hinten haben der Oberbürgermeister und der komplette Stadtrat Platz genommen. Vorn rechts sitzen die engsten Freunde, dahinter gute Bekannte und einige Nachbarn, gefolgt vom Presbyterium der zuständigen Kirchengemeinde und den treuesten Geschäftsfreunden.

Der düster wirkende Raum verbreitet eine beklemmende Atmosphäre. Nur ein paar Kerzenleuchter sorgen für etwas Licht. Der in der Mitte – in Höhe des Predigtstuhls – platzierte Sarg ist mit Blumen übersät. Davor liegen die Kränze, deren Schleifen die Vornamen der Hinterbliebenen enthalten.

Nach einer Weile der Besinnung erscheint der Pastor, der sich strikt an den letzten Willen seines Gemeindeglieds hält. Der besagt, dass auf Nachrufe, gleich welcher Art, auf Gesang, auch seitens der Trauernden, und auf jedwede Form von Instrumentalmusik verzichtet werden soll. Folglich beschränkt er sich auf den liturgischen Teil, beginnend mit dem Psalm hundertunddrei, einer allgemein gehaltenen Predigt im Hauptteil und endend mit dem Vaterunser als abschließendem Gebet.

Am Ende bleibt ein letztes Mal Zeit zum stillen Gedenken. Während die Trauergäste nach und nach die Aussegnungs- und Trauerhalle verlassen, halten die Hinterbliebenen noch einen Moment inne. Erst als der flache Transportwagen herein geschoben, der Sarg drauf gesetzt, der Grabschmuck dazugelegt und das Gefährt wieder hinausgefahren wird, erheben auch sie sich und folgen dem Sarg ins Freie.

So fing alles an

Man schrieb das Jahr 1900. Johann nutzte seinen freien Tag für einen ausgiebigen Stadtbummel. Mit seinem angeborenen Klumpfuß humpelte er durch die Gassen der Altstadt. Das meiste konnte er nur visuell in sich aufnehmen, musste auf alles, was über den täglichen Bedarf hinausging, verzichten, wenn er seine beruflichen Ambitionen nicht aufs Spiel setzen wollte. Seine Ersparnisse rührte er jedenfalls nicht an. So schaute er mancherorts nur durch die Glasscheibe der Eingangstür hindurch: unter anderem in die alte Hof-Apotheke, in der zahllose Kräuter die Heilung von Krankheiten versprachen, oder in den uralten Gewölbekeller vom Wein Oertel, in dem die edelsten Tropfen für besondere Gaumenfreuden warben. Anderswo betrachtete er die Schaufensterauslagen, deren aufwändige Gestaltung die Wohlhabenden zum Kauf animieren sollte. Nur beim Bäcker, Schlachter und Tabakwarenhändler griff er zu, gönnte sich ein Laib Brot, ein paar Bratwürste und ein Kistchen Zigarren. Ganz nebenbei atmete er den Duft der frisch aus dem Ofen kommenden Backwaren beim Feyler, die wohlriechenden Wurstsorten beim Schlick und den verführerischen Tabak beim Zimmermann ein.

»Johann, Gott zum Gruß!« Sein einstiger Lehrherr stand plötzlich vor ihm und reichte ihm die Hand. »Du hast dich lange nicht mehr bei mir blicken lassen.«

»Meister Martin!« Der Dreiundzwanzigjährige erwiderte den Gruß und verbeugte sich vor dem alten Herrn, der inzwischen die Siebzig überschritten hatte. »Ich war zu

beschäftigt, habe erst vor kurzem den Meisterbrief erworben.«

»Da kann ich dir nur gratulieren.« Meister Martin zupfte an den aufrecht stehenden Enden seines Schnurrbarts. »Das schafft bei weitem nicht jeder. Mein Geselle Max – du erinnerst dich gewiss an ihn – ist eine fleißige und gewissenhafte Kraft. Aber für die Meisterprüfung reicht es eben nicht.«

Auf die Frage, was er nun vorhabe, antwortete Johann, dass er von einer eigenen Werkstatt träume. Ob sich dies umsetzen lasse, hänge von der Verfügbarkeit finanzieller Mittel ab.

Da wisse er schon eine Lösung, sagte der alte Herr. Die müsse man aber in Ruhe besprechen. Wie wäre es mit einem Treffen am Wochenende?

Johann war einverstanden. Sie verabredeten sich für den kommenden Sonntag um vier Uhr nachmittags im Garten der Capelle. Das Wetter sollte angeblich schön bleiben. Und der Blick von dort oben auf die Stadt lohnte allemal einen Ausflug. In der Hoffnung, dass sich sein Traum schon bald erfüllte, eilte er in seine winzige, am Hahnfluss gelegene Behausung. Das bei dem Tempo und den großen Schritten besonders auffällige Nachziehen des rechten Beines verwandelte ihn in eine Art Quasimodo, dem der beißende Spott der Kinder sicher war.

Von der kleinen Küche und der kombinierten Wohn-/Schlafstube aus konnte er unmittelbar auf das Flüsschen hinabblicken. Wenn Fremde in diese Gegend kamen, glaubten sie einen Hauch von Romantik zu spüren. Auch die

Jungen und Mädchen genossen die scheinbare Idylle. Im Bactrog ruderten sie über das durch Abfälle verschmutzte Gewässer oder angelten nach irgendwelchen Schätzen, die sich meist als Müll herausstellten. Beschaulich wirkte der armselige Winkel allenfalls im Winter, wenn sich eine dichte Schneedecke über dem Viertel ausbreitete.

Die auf beiden Seiten des Hahnflusses eng beieinander liegenden Häuser befanden sich nicht nur drinnen in einem desolaten Zustand. Auch ihre Fassaden, bestehend aus mit Ziegelsteinen verfülltem Fachwerk – teils im Originalzustand, teils mit grobem Putz verunstaltet – hinterließen einen heruntergekommenen Eindruck. Die hier und da geborstenen Fensterscheiben und die von der Feuchtigkeit vollgesogenen Fundamente taten ein Übriges.

Johann hoffte, als selbstständiger Schreiner genug Geld zu verdienen, um möglichst bald diesem Rattenloch entkommen zu können. Schon in seinem Elternhaus wurde er mit der Armut der Arbeiterschicht konfrontiert, musste hilflos mit ansehen, dass der Lohn zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel war. Der Vater schuftete als Krätzlesstricker, wie die Korbflechter im Volksmund genannt wurden. Nicht nur die Mutter, auch er selbst musste mithelfen, was oft zu Lasten des Lernens ging. Geflochten wurden Körbe für bäuerliche Arbeiten, ferner Hand-, Papier- und Besteckkörbe, aber auch Korbmöbel und Kinderwagen. Die Arbeitsbedingungen waren unmenschlich. Ein Arbeitstag dauerte von früh bis spät, die Woche von Montag bis Sonnabend. Am Ende eines Tages blieb meist

nur noch Zeit zum Schlafen. Der Sonntag war der einzige freie Tag.

Er solle um Gottes willen nicht Krätzlesstricker werden, um ein Leben lang mit einem Hungerlohn sein Dasein fristen zu müssen. Die Worte seines Vaters klangen ihm noch immer in den Ohren. Er müsse nach der Schule unbedingt eine Lehre als Schreiner absolvieren. Dann könne er Holz-möbel anstelle von Korbwaren herstellen. Das Tischlerhandwerk sei wesentlich einträglicher und zukunfts-trächtiger. Sein Vater sollte wohl recht behalten.

In der Schule war er nie glücklich gewesen – nicht wegen der Doppelbelastung durch gleichzeitiges Lernen und Korbflechten. Das hatte mit seinen Klassenkameraden zu tun – Fritz und Hans ausgenommen – die ihn wegen seines Klumpfußes bei jeder sich bietenden Gelegenheit hänsel-ten. Den Schulabschluss schaffte er dennoch ohne Probleme.

Die Schreinerlehre bei Meister Martin hatte ihm umso mehr Freude bereitet. Insbesondere die Kniffe, die ihm sein Lehrherr beibrachte, wusste er zu schätzen, lernte er doch auf diese Weise Dinge, die er in keinem Lehrbuch nachlesen konnte. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Sowohl die Gesellen- als auch die Meisterprüfung legte er mit Auszeichnung ab.

*

Das Wetter hatte sich tatsächlich gehalten. Die alten Bauernregeln waren nach wie vor die zuverlässigsten Vor-

hersagen. Meister Martin griff nach seinem Bierkrug und stieß mit Johann an.

Dieser staunte über den kräftigen Zug seines einstigen Lehrmeisters. Um mithalten zu können, musste er sich erst mal durch die üppige Schaumkrone kämpfen, bis er endlich an das Bier herangekommen war.

Der Garten der Capelle galt als eines der bevorzugten Ausflugslokale. Am Plattenäcker, unmittelbar an einer Weggabelung gelegen und von einer alten Gaslaterne bewacht, thronte das herrliche Anwesen über der Residenzstadt. Die Anhöhe allmählich erklimmend, erstreckten sich die einzelnen Gebäudeteile bis zum Biergarten hinauf, dessen Kopfseite ein Pavillon abschloss. Der sich in die Länge ziehende Freisitz mit einer Vielzahl von in Reihen angeordneten, teils rechteckigen, teils runden Tischen und den dazugehörigen Klappstühlen ragte wie eine Bergterrasse in die Stadtsilhouette hinein. Ein alter Baumbestand sorgte für eine naturnahe Kulisse, die nur an sonnigen Herbsttagen, wenn das Laub von den Bäumen fiel, Speisen und Getränke um unfreiwillige Zutaten ergänzte.

»Ich bin noch immer beeindruckt, dass du den Meisterbrief erworben hast.« Ein leichter Wind zerzauste die schlohweißen Haare von Meister Martin, der sich ein ums andere Mal durch die in Mitleidenschaft gezogene Frisur fuhr. »Für ein Angestelltendasein in einer der Möbelfabriken, die sich zunehmend in Stadt und Landkreis ausbreiten, bist du viel zu schade. Die Selbstständigkeit ist das einzig Richtige für dich, ermöglicht dir kreative Entfaltung, gepaart mit einer gehörigen Portion Eigenverantwortung.«

Johann nickte zustimmend, wartete aber geduldig ab, welche Lösung der alte Herr parat hatte.

Am Geld werde es nicht scheitern, fuhr dieser fort, wenn er den Schritt nur wagen wolle. Und ohne lange drum herum zu reden, kam er zur Sache. Er würde ihm gern seine Werkstatt überlassen. Da wisse er, dass sie in guten Händen sei.

Johann war sprachlos, verstand allerdings nicht, weshalb er dies tun wollte.

Meister Martin rückte mit der Wahrheit heraus, nannte den Tod seiner Frau als Grund für den Sinneswandel.

Johann hatte begriffen, sprach ihm nachträglich sein Beileid aus.

Der alte Herr wirkte gefasst. Sein Leben habe seit diesem Tag eine unerwartete Wendung erfahren. Er habe in den vergangenen Jahrzehnten gewiss viel und gern gearbeitet, ohne zu versäumen, für das Alter und falls er allzu früh das Zeitliche segnen sollte, für seine Frau Vorsorge zu treffen. Nun habe sich dieser Vorsatz ins Gegenteil verkehrt. Drum wolle er die wenige Zeit, die ihm noch bleibe, anderweitig verbringen, als von morgens bis abends in der Werkstatt zu stehen. Er hoffe, er verstehe das.

Johann nickte.

Meister Martin zupfte an seinem Schnurrbart. Dann beugte er sich über den Tisch und ergriff die Hand seines einstigen Lehrlings. »Ich mache dir ein faires Angebot.«

Johann rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her.

»Ich überlasse dir das gesamte Inventar meiner Werkstatt für dreihundert Mark: die Einrichtung, die Werkzeuge, das Material, den Kunden- und den Lieferantenstamm.«

Johann schluckte, konnte es kaum glauben. Der Betrag, der nur einen Teil seiner Ersparnisse ausmachte, kam einem Geschenk gleich.

Meister Martin, der die Hand seines Gegenübers wieder losließ, wartete auf eine Antwort. »Ist das zu viel?«

»Nein, nein!« stammelte Johann, noch immer von der Großzügigkeit des über Siebzigjährigen überrascht.

»Also abgemacht?«

»Abgemacht.«

Der alte Herr ergriff seinen Bierkrug und stieß mit seinem Nachfolger in spe an. »Auf deine Zukunft!« Dann erinnerte er ihn daran, die notwendigen Formalitäten bei der zuständigen Behörde nicht zu vergessen und den Mietvertrag mit dem Eigentümer Probst abzuschließen. Nur die Dachwohnung wollte er vorerst nicht aus der Hand geben.

Johann schloss aus Meister Martins nachdenklichem Blick, dass er noch etwas auf dem Herzen hatte, kam aber nicht mehr dazu, ihn zu fragen.

Dieser war ihm zuvorgekommen. »Meinen Gesellen Max möchte ich dir nicht aufdrängen. Wenn du jedoch Verwendung für ihn fändest, wäre das eine große Erleichterung für mich. Der arme Kerl bekommt sonst nirgendwo mehr Arbeit.«

Johann sicherte ihm die Weiterbeschäftigung seines Gesellen zu, gab ihm sogar sein Wort, Max zu denselben Bedingungen zu übernehmen.

Meister Martin war erleichtert. Genüsslich leerte er seinen Bierkrug, rief die Bedienung herbei, spendierte Johann ein weiteres Bier und zahlte. Dann erhob er sich, umarmte ihn herzlich und zog von dannen.

Johann sah hinter seinem Gönner her, der sich äußerst großzügig gezeigt hatte. Er hätte vor Glück in die Luft springen können, wohl wissend, dass er mit seinem verkrüppelten Fuß dazu gar nicht in der Lage war.

Die Bedienung kam, stellte das neue Bier auf den Tisch und nahm den leeren Krug wieder mit.

Der künftige Eigentümer einer angesehenen Schreinerwerkstatt genehmigte sich zur Feier des Tages eine Zigarre, schnitt die Kuppe ab, zündete das gute Stück an und rauchte – mit sich und der Welt zufrieden. Dann trank er einen Schluck von dem gut gekühlten Bier und wischte sich den Schaum vom Mund. So saß er die verbleibende Zeit allein am Tisch und erfreute sich am Anblick der Stadt.

Das Panorama war einzigartig. Vorn war das Gymnasium Casimirianum mit seinen Treppengiebeln zu sehen. Schon Goethes Vater hatte hier die Schulbank gedrückt. Dahinter erhob sich St. Moriz mit den beiden ungleichen Türmen, wo einst Martin Luther gepredigt hatte. Etwas weiter entfernt tauchte Schloss Ehrenburg im Dunst der gleißenden Sonne auf. Dort war Queen Victoria häufig zu Gast gewesen. Und über allem thronte die allgegenwärtige, von bewaldeten Hängen umgebene, mit ihren Mauern und Türmen aber weithin sichtbare Veste, die selbst Wallenstein nicht zu erobern vermochte.

*

Johann wusste, was auf ihn zukam. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Er hatte *A* gesagt, also musste er auch *B* sagen.

Das Innenleben der unter anderem für die Gewerbeanmeldung zuständigen Behörde war verwirrender, als er befürchtet hatte. Er irrte einige Minuten durch die langen und sich immer wieder verzweigenden Gänge, suchte verzweifelt die zuständige Abteilung. Hin und wieder kam ihm ein Akten schleppender Bediensteter entgegen, der ihn anstarrte, als wollte er ihm sagen, dass er hier nichts zu suchen hatte. Wohl niemand konnte sich vorstellen, dass dieser eins fünfundsechzig kleine Mann mit dem verkrüppelten Fuß etwas mit dieser Behörde zu tun hatte. Irgendwann fasste er Mut, hielt einen der Mitarbeiter an und fragte nach dem Weg.

Die Auskunft war spärlich, erweckte den Eindruck, als verdienten die dort Beschäftigten umso mehr, je weniger Informationen sie preisgaben. Die von Bürokratie kündende Atmosphäre gab ihm einen Vorgeschmack auf das, was ihn erwartete. Der muffige Geruch verstaubter Aktenberge unterstrich das Ganze noch, breitete sich rücksichtslos auf den fensterlosen, nur schwach beleuchteten Fluren aus, als sollte den Besuchern von vornherein klargemacht werden, sich keine allzu großen Hoffnungen auf die Bearbeitung ihres Anliegens zu machen.

Endlich stand er vor besagter Tür. *Zimmer 10 – Schnabel* stand auf dem Schild. Er klopfte an – einmal, ein zweites, dann ein drittes Mal. Es rührte sich nichts. Vorsichtig drückte er die Klinke herunter und öffnete einen Spalt breit die Tür.

Der Amtsträger saß an seinem Schreibtisch, las Zeitung und aß ein Butterbrot. »Ich habe nicht *herein!* gesagt.«

»Entschuldigung! Ich habe mehrfach angeklopft. Es hat sich aber niemand gemeldet.«

»Er sieht doch, dass ich eine Pause mache. Er soll gefälligst draußen warten, bis er aufgerufen wird.«

Johann nickte kurz und machte kehrt. Aus Sorge, das ganze Gespräch könnte ähnlich verlaufen, nahm er nicht einmal auf der Besucherbank Platz. Nervös ging er auf dem Flur auf und ab. Dann endlich wurde er hereinggerufen. Mit gesenktem Kopf betrat er das Zimmer.

»Wie heißt er?« Schnabel sah nicht auf, tat, als war er anderweitig beschäftigt.

Johann brachte keinen Ton heraus.

»Sein Name.« Der Amtsträger musterte sein Gegenüber jetzt von oben bis unten.

»Managottera. Johann Managottera.«

»Mit einem oder mit zwei n? Ich meine den Nachnamen.«

»Mit einem n.«

Schnabel zeigte mürrisch auf den vor dem Schreibtisch stehenden Stuhl.

Johann zögerte einen Moment. Dann setzte er sich.

»Was führt ihn zu mir?«

»Eine Schreiner...werk...statt.«

»Wie bitte?«

»Eine Schreiner...werk...statt.« Johann stammelte vor lauter Aufregung. Dann riss er sich zusammen. »Ich möchte eine Schreinerwerkstatt übernehmen.«

»Eine Schreinerwerkstatt.« Schnabel lachte. »Wer möchte das nicht. Und von wem möchte er die übernehmen?«

»Von meinem früheren Lehrherrn im Steinweg.«

In Schnabels Gesicht zeigten sich schlagartig freundlichere Züge. »Doch nicht vom Martin?«

»Der Herr Amtmann kennt Meister Martin?«

»Inspektor, wenn es recht ist. Wer kennt den nicht, den Martin. Der muss doch inzwischen so um die Siebzig sein.«

Johann nickte.

»Der Martin. Wie geht es dem alten Schlawiner?«

Johann wusste nicht, wie er auf die Frage reagieren sollte. Und er konnte sich kaum vorstellen, dass ein kumpelhaftes Verhältnis zwischen den beiden bestanden haben könnte.

»Nicht so zimperlich, mein Lieber.« Schnabel sah den verstörten Blick seines Besuchers. »Den kenne ich schon lange. Da hat er noch in den Windeln gelegen. Ist dessen Frau nicht kürzlich verstorben?«

Johann nickte.

»Und jetzt will er den Betrieb wohl aufgeben?«

»Übergeben.«

»Ja, natürlich, übergeben. Bei dem arbeitet doch dieser Geselle. Wie heißt der noch?«

»Max.«

»Ja, richtig, Max. Ein schweigsamer Typ, bekommt die Zähne kaum auseinander. Nun aber zu seiner Absicht, die Werkstatt zu übernehmen. Da hat er sich ja einiges vorgenommen. Besitzt er wenigstens einen Meisterbrief?«

Johann kramte das Dokument aus seiner Aktentasche und reichte es Schnabel.

Der Mann mit Mittelscheitel und Kinnbart ergriff sein Monokel und las. »Oh! Und dann auch noch mit Auszeichnung. Das habe ich ihm nicht zugetraut. Er ist ja ein ganz

Ausgefuchster. Tut gerade so, als könnte er kein Wässerchen trüben. Und dann das.« Er rückte seine um den Stehkragen gebundene Krawatte zurecht und zupfte am Ärmelschoner. Dann gab er dem Dreiundzwanzigjährigen den Meisterbrief zurück. »Er weiß schon, dass er einige Vorschriften beachten muss.«

Johann nickte.

»Und ich bin von Rechts wegen dazu angehalten, ihn darauf hinzuweisen.«

»Gewiss doch.«

»Zunächst mal ist Martin selbst am Zuge.«

Johann starrte Schnabel an. »Womit?«

»Mit der Abmeldung seines Gewerbes. Er, Managottera, kann den Betrieb eines anderen nicht einfach so ummelden. Das muss er verstehen. Da kann ja jeder kommen. Er hat ja nicht einmal eine Absichtserklärung von Martin.«

Johann kramte verlegen in seiner Aktentasche.

»Er soll die Suche mal bleibenlassen. Das Stück Papier – wenn er es denn bei sich hat – nützt ihm nichts. Das kann von jedermann gefälscht werden. Martin muss selbst herkommen und seinen Betrieb ordnungsgemäß abmelden. Dann erst kann er, Managottera, aktiv werden.«

Johann atmete tief durch.

»Ja, so ist das nun mal. Die Mühlen der Bürokratie mahlen langsam. Vorab gebe ich ihm aber schon mal ein paar Hinweise zur Gewerbeordnung. Als gewerblicher Arbeitgeber unterliegt er Beschränkungen gegenüber Arbeitnehmern. Das weiß er hoffentlich.«

Johann nickte.

»Hierzu zählt das Truckverbot.«

»Truckverbot.«

»Stammt aus dem Englischen. Schreibt sich *truck*, spricht sich *track*. Wenn er einen Gesellen beschäftigt, zum Beispiel diesen Max vom Martin. Will er den überhaupt übernehmen?«

»Ja.«

»Dann muss er ihm den Arbeitslohn in bar auszahlen und nicht in Form von Waren wie etwa Lebensmitteln.«

Johann nickte.

»Zu den Beschränkungen gegenüber Arbeitnehmern gehört ferner die Duldung der Gewerbeaufsicht. Diese überwacht die Einhaltung arbeitsschutzrechtlicher Vorschriften.«

»Das ist mir bekannt.«

»Umso besser. Einen speziellen Befähigungsnachweis für die Ausbildung von Lehrlingen muss er nicht erbringen. Er besitzt ja den Meisterbrief. Außerdem gibt es diese Vorschrift noch gar nicht. Vielleicht in ein paar Jahren. Hat er sonst noch irgendwelche Fragen?«

Johann schüttelte den Kopf.

»Dann kann er dem Martin ausrichten, der Schnabel erwartet ihn in den nächsten Tagen. Sobald er den Betrieb abgemeldet hat, kann er, Managottera, diesen unter seinem Namen wieder anmelden. Und den Meisterbrief muss er beim nächsten Mal erneut mitbringen. Einen guten Tag noch!«

Den Gewerbeschein hatte er endlich. Johann wedelte mit dem Dokument.

Meister Martin trug den alten Arbeitskittel, den sein Nachfolger noch seit der Lehrzeit kannte.

Max, ein langer Lulatsch mit roten Haaren und Sommersprossen, erblickte den alten Bekannten, der ihm einst als Stift gedient hatte und mit dem er manchmal etwas grob umgegangen war. Verlegen zerrte er an seiner Mütze, die schon früher im Sommer wie im Winter seinen Kopf bedeckt hatte. Meister Martin hatte ihn gleich nach dem Treffen mit Johann sowohl in den Inhaberwechsel als auch seine Weiterbeschäftigung eingeweiht.

Johann spürte die Unsicherheit seines künftigen Mitarbeiters. Er habe wohl ein schlechtes Gewissen, fragte er ihn. Er könne den Spieß ja ab und zu mal umdrehen. Er konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Auch in Meister Martins Gesicht zeigten sich ein paar Lachfalten.

Der Geselle schaute erst skeptisch drein. Dann setzte er ein gequältes Lächeln auf.

Johann inspizierte zuerst die Werkstatt, in der sich so gut wie nichts verändert hatte. In der Ecke stand der alte Kohleofen, der zum Teil mit Holzverschnitt beheizt wurde. Davon gab es schließlich genug. Als Beleuchtung dienten ein paar Gaslampen. Die Elektrizität steckte erst in den Anfängen. Das galt auch für die Kanalisation. Die menschlichen Bedürfnisse wurden vorerst noch auf dem Plumpsklo im Treppenhaus erledigt. Neu war der Wasseranschluss. Früher musste das kostbare Nass den Stadtbrunnen entnommen und in Eimern in den Betrieb geschleppt werden.

Die Arbeit wurde seit jeher auf Tischen erledigt, von denen es insgesamt vier gab. Über einem hingen die Werkzeuge, über einem zweiten die Messinstrumente und über einem dritten war eine Wanduhr angebracht. Der vierte Tisch war der größte und stand mitten im Raum. Alles war – wohl seinetwegen – penibel aufgeräumt. Selbst der Papierkram wie Bestellungen, Möbelskizzen und maßstabgetreue Zeichnungen lagen nicht herum, sondern waren auf dem Stehpult ordentlich abgelegt.

Die Werkzeuge seien alle vollzählig und noch gut in Schuss. Meister Martin sah, wie Johann die Produktionsmittel einzeln in die Hand nahm und begutachtete.

Der erkannte auf einen Blick, dass alles für die auf reiner Handarbeit basierende Fertigung vorhanden war: Universal-Zwinge, Klüpfel, Stoßlade, Gehrungs-Schneidlade mit Rücksäge, Feinsäge, Fuchsschwanz, Spannsäge und Schreiner-Handbeil. Dazu gehörten auch die Messinstrumente, die für die Einhaltung exakter Abmessungen unentbehrlich waren.

Anschließend sah er sich im Warenlager um, das sich im Obergeschoss befand. Der wichtigste, aus Brettern bestehende Rohstoff Holz füllte die Hälfte des Raumes. Den Rest nahmen Regale ein, in denen Leim und Lack sowie Metallteile wie Beschläge, Griffe und Schlösser aufbewahrt wurden.

Johann rieb sich die Hände. Alles in allem hatte er mit seinen dreihundert Mark ein gutes Geschäft gemacht.

Wieder zurück in der Werkstatt, zeigte ihm Meister Martin noch die Aktenablage. Hier befanden sich die Buchhal-

tungsunterlagen; ferner der Schriftverkehr mit Kunden, Lieferanten und Behörden; außerdem Skizzen und Zeichnungen zu allen bisher gefertigten Möbeln. Er riet seinem Nachfolger aber, sein eigenes Programm aufzulegen. In letzter Zeit seien hauptsächlich Büfets für die Gastronomie gefertigt worden – ein Zeichen wachsender Geselligkeit. Inzwischen sei deren Bedarf jedoch weitgehend gedeckt.

Johann hatte sich längst seinen eigenen Plan zurechtgelegt. Nur eines war für ihn wichtig – die Tradition des Schreinerhandwerks sollte gewahrt und die feine Herrschaft mit qualitativ hochwertiger Handarbeit zufriedengestellt werden. Seine Produktpalette sollte eindeutig seine Handschrift tragen. Er wollte von Meister Martin noch wissen, was an Steuern auf ihn zukam. Er fragte ihn so leise, dass dieser kein Wort verstanden hatte. Behutsam ergriff er dessen Arm und zog ihn sanft nach draußen. Max gingen seine Einkünfte schließlich nichts an. Auf dem Hof wiederholte er seine Frage.

Der alte Herrklärte ihn auf, dass er als Kleinverdiener zwei Prozent vom Gewinn zu zahlen habe. Sobald er ein mittleres Einkommen erziele – das setze aber eine größere Belegschaft voraus – müsse er mit drei Prozent rechnen. Vielleicht gelinge ihm das eines Tages. Das Zeug dazu habe er ja. Vier Prozent seien nur von Großverdienern zu berappen.

Johann rechnete im Kopf aus, was er etwa verdienen musste, um nach Abzug sämtlicher Aufwendungen wie Steuern, Material, Lohn für Max, Transport, Miete für die Werkstatt und Nebenkosten wie Gas, Wasser und derglei-

chen einen respektablen Überschuss für seinen Lebensunterhalt erzielen zu können.

Meister Martin spürte, wie seine grauen Zellen arbeiteten, versicherte ihm aber, dass er vom Betrieb gut leben werde. Er müsse nur daran denken, dass mal etwas kaputt gehen könne, was zu einer Reparatur oder Ersatzbeschaffung führe.

Johann blieb jetzt nur noch, Max über dessen Arbeitsbeginn zu informieren und seinem einstigen Lehrherrn die dreihundert Mark für den vereinbarten Kaufpreis in die Hand zu drücken.

Der zählte nicht nach, sondern steckte das Geld gleich in eine der Kitteltaschen. Dann umarmte er seinen Nachfolger und wünschte ihm viel Glück.

Der wortkarge Max schloss sich dem Wunsch seines alten Meisters mit einem kurzen Handzeichen an, wohl darauf hoffend, dass ihn der neue gut behandeln wird.

*

Johann stand vor der Tür der Schreinerwerkstatt, die im Hinterhof eines Hauses im Steinweg untergebracht war. Sein Traum vom eigenen Betrieb war in Erfüllung gegangen. Jetzt war er nicht nur Kleinverdiener im steuerlichen Sinn, sondern zugleich selbstständiger Handwerker.

Max, dem er bereits am Tag nach der Geschäftsübernahme den Arbeitsvertrag überreicht hatte, nahm derweil seinen Resturlaub. Seinem ersten Einsatz in vertrauter Umgebung, aber unter neuer Leitung, sah er mit gemischten

Gefühlen entgegen. Sobald der erste Auftrag ins Haus flatterte, sollte er zur Stelle sein.

Auch den Mietvertrag hatte er inzwischen unter Dach und Fach gebracht. Probst, der einige Häuser in der Stadt geerbt hatte, überließ ihm die Werkstatt im ersten Jahr zu Martins Konditionen, wollte eine Mieterhöhung nach Ablauf der Frist jedoch nicht ausschließen.

Johann öffnete die Tür, betrat die Werkstatt und sah sich noch einmal gründlich um. Vielleicht nahm er beim zweiten Hinsehen Dinge wahr, die ihm beim ersten Mal entgangen waren. Andererseits wusste er, dass ihn sein alter Lehrherr niemals übervorteilt hätte. Und paradiesische Zustände konnte er bei diesem Preis ohnehin nicht erwarten. Am Ende seines Rundgangs durfte er mit dem Erworbenen zufrieden sein. So oft er auch nach einem wunden Punkt suchte – er fand nichts, das die anfängliche Euphorie hätte dämpfen können.

Er trat nach draußen in den Hof. An einem Fenster der Dachwohnung erblickte er den weißhaarigen Martin, der den Eindruck erweckte, als wartete er da oben nur noch auf den Tod, um seiner vorausgegangenen Frau folgen zu können. Er winkte dem alten Herrn zu, der den Gruß erwiderte.

Johann zündete eine Zigarre an. Er ließ sich sein Fertigungsprogramm durch den Kopf gehen, wollte nur in einem Punkt an Martins Sortiment anknüpfen, indem er wie dieser Büfets produzierte – allerdings für Privathaushalte. Ansonsten sollte ein vollkommen neuer Weg beschritten werden, wollte er überwiegend Truhen, Kommoden und

Schränke – natürlich als reine Unikate – anbieten. Er musste das Programm lediglich publik machen. Zeitungsanzeigen hielt er für die geeignetste Form der Verbreitung.

Er drückte den Zigarrenstummel aus, bis die Glut erloschen war, ging zurück in die Werkstatt, begab sich ans Stehpult, suchte nach Füllfederhalter und Papier, was er in einer der Schubladen fand, und begann einen Anzeigentext zu formulieren. *Einer hochgeehrten Kundschaft die ergebene Mitteilung, dass ich die Schreinerwerkstatt des verehrten Schreinermeisters Martin im Steinweg übernommen habe.* Das klang gut. Mit der Formulierung des ersten Teils war er zufrieden. *Ich fertige neue Möbel ...* Er überlegte. Nein, das war zu wenig. Ein Interessent erwartete mehr. Er begann den Satz von neuem. *Ich fertige nach Maß und zu angemessenen Preisen neue polierte und lackierte Möbel aus bestem Holz ...* Das klang schon besser. Damit wusste der Leser, dass er bezahlbare Unikate von hoher Qualität erwarten konnte. Dann ergänzte er den Satz noch: *... als da sind Buffets, Truben, Kommoden, Schränke.* Ja, so konnte er das stehenlassen. Jetzt kannte der potentielle Auftraggeber das konkrete Angebot. Zum Schluss schrieb er die allgemein übliche Höflichkeitsfloskel: *Hochachtungsvoll Johann Managottera – im August 1900.*

Er las die Anzeige noch einmal, war mit dem Inserat zufrieden, faltete das Blatt zusammen und legte es zur Seite. Am nächsten Tag wollte er den Text in der Annoncen-Expedition des Tageblatts abgeben.

Anschließend machte er sich über die Akten her. Er pickte sich die beiden wichtigsten Lieferanten heraus, von denen auch er beliefert werden wollte: das vierzig Kilome-

ter entfernte Sägewerk Barnickel, das für den so wichtigen Rohstoff Holz sorgte, und das Fuhrunternehmen Heyn, das die fertiggestellten Möbel zu den Kunden transportierte. Von beiden holte er eine Offerte ein, hoffte dabei auf preisliche Zugeständnisse. Schließlich hatten sie Martin als Kunden verloren und wollten ihn als Neukunden erst noch gewinnen. Das war im Geschäftsleben nun mal so Usus. Die an Barnickel gerichtete Anfrage wollte er am nächsten Tag – im Anschluss an den Besuch beim Tageblatt – im Hauptpostgebäude auf dem Bürglass abgeben. Die für Heyn bestimmte Anfrage sollte ihm ein Dienstmann überbringen.

Am Ende der Aktensichtung blieben ihm noch die Buchhaltungsunterlagen. Er stellte fest, dass Martin von seinem Betrieb nicht nur gut leben konnte, wie er ihn glauben ließ, sondern ordentliche Gewinne angehäuft hatte. Einzig die Frage, was er mit dem vielen Geld angestellt hatte, blieb unbeantwortet. Vielleicht war das ja der Grund für seine Großzügigkeit ihm gegenüber und, was Max betraf, für seine soziale Ader.

Er trat wieder in den Hof hinaus, griff nach der angefangenen Zigarre, zündete sie an und rauchte weiter. Martin mit seinen schlohweißen Haaren war nicht mehr am Fenster zu sehen. Stattdessen betraten seine Eltern, vom Steinweg her kommend, den Hof durchs Vorderhaus und umarmten ihn.

»Ich bin so stolz auf dich.« Johans Vater klopfte seinem Sohn auf die Schulter. »Jetzt hast du es geschafft,

musst nicht wie dein Vater als Krätzlesstricker ein trostloses Dasein fristen.«

Auch die Mutter freute sich über seinen Erfolg. Sie hatte sich fein herausgeputzt. Auf der üppigen Frisur mit Libelle, einer Haarspange, die die Haarpracht am Hinterkopf zusammenhielt, steckte ein Hut mit Federn, der die zierliche Frau größer aussehen ließ. Am linken Arm hing ein Handtäschchen, mit der rechten Hand hielt sie einen Sonnenschirm.

Der nicht viel größere Vater mit Bauchansatz und Glatze wedelte mit einer Schnapsflasche. »Die habe ich extra zum Einzug mitgebracht. Jetzt will ich erst mal mit Mutter und dir auf deinen neuen Lebensabschnitt anstoßen. Als selbstständiger Schreinermeister bist du ja nun was Besonderes.«

»Ich habe leider keine Gläser.« Johann bot an, bei Meister Martin nachzufragen.

»Das ist nicht notwendig. Ein jeder von uns kann aus der Flasche trinken. Immer schön der Reihe nach. Ich fange an.« Der Vater nahm einen kräftigen Schluck. »Nun bist du dran.«

»Nach der Mutter.« Johann reichte die Flasche weiter.

Die Mutter nippte nur daran.

»Na ja, das war besser als nichts. Jetzt bist du aber fällig.« Der Vater ließ nicht locker.

Johann ergriff die Flasche und genehmigte sich einen ordentlichen Schluck.

»Na also. Es geht doch. Das ist so eine Art Taufe. Ein Schiff wird auch erst getauft, ehe es in See sticht.« Der Va-

ter amüsierte sich köstlich, nahm dem Sohn die Flasche aus der Hand und trank ein weiteres Mal.

*

In der Werkstatt roch es nach Holz und Leim. Sägespäne bedeckten die Platte des in der Mitte stehenden Tisches und den Fußboden drum herum. Selbst die Arbeitskittel von Johann und Max waren mit der gelblichen Schicht belegt, als hätten sie sich in einem Haufen Mehl gewälzt. Die Lichtverhältnisse waren nie optimal. An trüben Tagen mussten die Gaslampen eingeschaltet werden, damit die von Maßarbeit geprägte Fertigung fehlerfrei ausgeführt werden konnte. An helleren Tagen hingegen sorgten die durch die Fenster eindringenden Sonnenstrahlen für eine eher diffuse Beleuchtung.

Die Kommode, an der die beiden bis jetzt gearbeitet hatten, stand nun auf dem Fußboden. Seitenteile und Rückwand waren auf der Bodenplatte befestigt, das Kopfteil aufgesetzt und die Füße montiert. Auch die Leisten für die Beweglichkeit der Schubladen waren angebracht. Nur die Schubladen selbst lagen noch auf den anderen drei Tischen, warteten auf die Handgriffe zum Auf- und Zuziehen.

Es klopfte an die Eingangstür. Max öffnete.

Höhn, ein früherer Kunde Martins, als dieser noch Möbel für Privathaushalte hergestellt hatte, betrat die Werkstatt und begrüßte Johann, indem er seinen Canotier, einen steifen ovalen Strohhut mit flachem Kopf und gerader Krempe, kurz zog und gleich wieder aufsetzte. Dann reich-

te er ihm die Hand, an deren Zeigefinger ein auffälliger Siegelring hing, dessen Druck Johann schmerzhaft zu spüren bekam. »Ich sehe dich noch als Lehrling vor mir. Ich darf doch du sagen? Beachtlich, was du in all den Jahren aus dir gemacht hast.«

Johann musterte den Mann, der etwa im Alter seines Vaters war, konnte sich aber nicht daran erinnern, ihn jemals gesehen zu haben.

»Ich habe dein Inserat im Tageblatt gelesen und bin sofort begeistert gewesen. Das Sortiment gefällt mir außerordentlich.«

Johann verbeugte sich.

Max arbeitete vorerst nicht an der Kommode weiter, sondern spitzte neugierig die Ohren.

Höhn erzählte, dass er bei seinen privaten Bedürfnissen zur Konkurrenz übergelaufen sei, weil man hier in letzter Zeit nur noch Büfetts für die Gastronomie gefertigt habe. Manches Möbelstück habe er gar nicht annehmen können, weil schlampig gearbeitet worden sei. Oder er habe den Preis deutlich reduzieren müssen. Auf Meister Martin hingegen habe er sich stets verlassen können.

Das werde bei ihm nicht anders sein, versicherte Johann, der die Sägespäne von seinem Kittel klopfte.

Höhn zweifelte nicht daran. Er erinnerte sich, dass er schon als Lehrling ein pffiffiges Kerlchen war, das häufig mit dem Beifall seines Lehrherrn rechnen durfte.

Max war angesichts des Lobes von seinem schlechten Gewissen eingeholt worden. Im Gegensatz zu Meister Martin hatte er mit Johann einen weniger zimperlichen Umgang gepflegt.

Höhn sah die halbfertige Kommode. »Ein gutes Stück, das da in Arbeit ist.«

»Das kann ich leider nicht hergeben. Die Bestellung eines anderen Kunden, wenn der Herr versteht.«

Höhn hatte verstanden. »Ich benötige auch keine Kommode, sondern zwei Truhen.«

»Gleich zwei?«

»Ja, eine für meine Frau und eine für die Tochter.«

Johann gab Max, den er erst jetzt beim Lauschen erappte, das Zeichen, mit den Schubladen weiterzumachen.

Der Geselle nahm seine unterbrochene Arbeit wieder auf.

»Eine Truhe für die Tochter? Die hat ihren Preis. Wie alt ist denn die Tochter?«

»Etwa in deinem Alter. Zweiundzwanzig.«

Johann entschuldigte sich für die irriige Annahme, dass es sich bei der Tochter um ein kleines Kind handeln könnte. So jung war Höhn nun auch wieder nicht. Und einem erwachsenen Fräulein stand ein solches Möbelstück durchaus gut zu Gesicht. Auf jeden Fall konnte er mit einem einträglichen Geschäft rechnen. Er fragte Höhn, ob er hinsichtlich der Truhen bestimmte Vorstellungen habe.

Dieser holte einen Zettel aus seinem Jackett und reichte ihn Johann. Jede Truhe sollte einen Meter lang, sechzig Zentimeter breit, ebenso hoch, der Deckel gewölbt, das Ganze aus Eiche und das Zubehör wie Schloss, Griffe und Beschläge passend dazu sein.

Johann überflog die Anfrage, bestätigte den Auftrag und legte den Zettel auf das Stehpult. »Hat der Herr sonst noch irgendwelche Wünsche?«

»Allenfalls ein privates Anliegen.« Höhn drehte verlegen an seinem Canotier.

»Privat?«

Max spitzte erneut die Ohren.

»Falls du Lust und Zeit hast, kannst du am Sonntag mit meiner Familie speisen. Meine Tochter freut sich bestimmt auf deine Aufwartung.«

Max grinste.

Johann stutzte. Was wollte der Kunde wirklich? War die Bestellung nur ein Vorwand, um ihn mit der Tochter verkuppeln zu können? Doch dann dachte er an den Auftrag, der ihm wie gerufen kam, für den er alles andere hinten anstellen musste. Außerdem konnte es durchaus sein, dass ihm die Tochter gefiel. Vielleicht machte er eine gute Partie. Höhn schien jedenfalls betucht zu sein. Er sagte kurzerhand zu. Den Preis für die Truhen wollte er ihm am Sonntag mitteilen. Bis dahin hatte er seine Kosten kalkuliert.

Die beiden Männer verabredeten sich für zwölf Uhr mittags.

Johann wünschte Höhn noch einen schönen Tag und ließ Frau und Tochter Grüße ausrichten.

Höhn bedankte sich, zog kurz seinen Canotier und eilte davon.

*

»Schön, dass du der Einladung gefolgt bist.« Höhn führte Johann in den Salon der herrschaftlich anmutenden Wohnung. »Frau und Tochter werde ich dir noch vorstellen. Die Blumen kannst du solange auf den Tisch legen. Ich

möchte erst mal mit dir anstoßen. Ich habe einen vorzüglichen Aperitif.« Er holte aus der Anrichte eine Flasche und zwei Gläser, schenkte ein und erhob sein Glas. »Wohlsein!«

Johann wusste nicht, ob er etwas sagen oder lieber schweigen sollte. Er wirkte verunsichert. Er sah sein Gegenüber nur an und trank einen Schluck.

Höhn bot ihm einen Stuhl an.

Er nahm an einem runden Tisch mit vier Stühlen Platz und schaute sich um. Der Wohlstand zog ihn förmlich in seinen Bann.

Sein Gastgeber entschuldigte sich für einen Moment.

Der im Jugendstil eingerichtete Salon glänzte mit kostbarem Mobiliar. Außer dem runden Tisch, dessen Beine durch ihre Schrägstellung und Krümmung Ästen ähnelten, die aus der Gabelung eines einzigen Stammes hervortraten, den Stühlen mit den sich verjüngenden überlangen Rückenlehnen, die dadurch an Eleganz gewannen, und der imposanten, ganz auf ihre Funktion bedachten Anrichte schmückten ein Kanapee, dessen Füße nach unten schmaler wurden und so eine reizvolle Grazilität gewannen, und ein Kachelofen den Raum. Dekorative Gardinen vor den Fenstern, ein an der Wand über dem Kanapee nach vorn gekippter ovaler Spiegel, links und rechts davon Portraits der Ahnen und ein den Holzfußboden bedeckender Teppich trugen zusätzlich zum gelungenen Ambiente des Salons bei.

Höhn kehrte zurück. »Die Damen sind gleich soweit.«

Johanns Anspannung nahm zu.

»Ehe ich es vergesse. Hast du an deine Offerte gedacht?«

Johann reichte Höhn das Schriftstück. »Ich denke, der Preis ist angemessen.«

Höhn warf einen Blick auf das Papier und signalisierte sein Einverständnis.

Johann rieb sich innerlich die Hände.

»Was sagst du zu der Idee, eine Elektrische durch die Stadt fahren zu lassen?«

Johann zuckte mit den Schultern.

»Schweigen ist vielleicht das Beste. Eine ausgesprochen alberne Idee.«

»Ob es dem Herrn etwas ausmacht, wenn ich eine Zigarre rauche?«

»Wenn ich ehrlich sein soll, stört mich jeglicher Qualm. Insbesondere in geschlossenen Räumen. Deshalb bin ich auch froh, dass ich einen Kachelofen und keinen offenen Kamin habe.«

»Verzeihung, der Herr! War nur eine Frage.«

»Schon gut. Das Ding soll allen Ernstes vom Bahnhof durch die Bahnhofstraße, das Heiligkreuz, den Steinweg und die Spitalgasse zum Markt verkehren. Das sind nicht mal zwei Kilometer.«

Johann schwieg, stimmte insgeheim aber zu, wie schwachsinnig dieses Ansinnen war – zumal in einer Stadt, in der selbst er mit seiner Behinderung für diese Distanz allenfalls eine halbe Stunde zu Fuß benötigte.

»Das muss man sich mal vorstellen.« Höhn geriet richtig in Fahrt. »Die Strecke soll sogar erweitert werden. Ein Zweig soll vom Markt zum Ketschentor führen, ein zweiter durch Judengasse und Lossaustraße wieder zurück zum

Bahnhof und ein dritter durch die Steingasse und über die Seidmannsdorfer Straße zum Friedhof. Da kann man doch nur den Kopf schütteln.«

Johann nickte zustimmend.

»Ich kann beim besten Willen nicht verstehen, was in diesen Baron Louis von Horst gefahren ist. Allein für die Baukonzession hat der einfach so fünfhundert Mark hingeläutert.«

»Fünfhundert Mark?« Johann dachte an die dreihundert Mark, die er für eine komplette Werkstatt bezahlt hatte. Und der gab mir nichts, dir nichts, fünfhundert Mark für solch einen Unsinn aus.

Beide tranken den Rest des in ihrem Glas verbliebenen Aperitifs.

»Hast du schon das Vogelschießen besucht?«

»Nein. Mit Uniformen und Waffen habe ich es nicht so.« Johann erschrak. Womöglich war sein Gastgeber ein leidenschaftlicher Schütze und fühlte sich durch die Äußerung brüskiert.

»Ich kann mit dieser Tradition auch nichts anfangen.«

Johann atmete tief durch.

»Dabei habe ich kein Problem damit, wenn sich jemand in eine Uniform zwingt und auf eine Scheibe schießt. Das geschieht bereits im dreihundertsten Jahr, seit Herzog Johann Casimir das Volksfest eingeführt hat. Und dass jeder Mann in der Stadt daran Gefallen findet, beim Großen Festzug durch Straßen und Gassen dichtgedrängt Spalier zu stehen, um dem Schützenkönig, den Rittern und ihrem Gefolge zu huldigen, ist mir ebenfalls gleichgültig. Aber

dass sich das gemeine Volk auf dem Anger bis in die Nacht hinein sinnlos besäuft, ist mir schon zuwider.«

Johann stimmte ihm zu. Er wusste nur zu gut, dass er in dem Getümmel fehl am Platz gewesen wäre. Mit seinem Klumpfuß hätten ihn die Betrunkenen womöglich für einen Narren gehalten.

»Oh! Da sind ja die Damen.«

Johann sprang auf, nahm die Blumen vom Tisch und überreichte sie der Gastgeberin. Dann streckte er ihr die rechte Hand entgegen. »Gott zum Gruße, gnädige Frau!«

»Das ist unsere Tochter Margarete.« Höhn schob sie näher an ihn heran. »Sie ist ein wenig schüchtern. Aber das wird sich mit der Zeit legen.«

Johann reichte auch der Tochter die Hand. »Ich bin erfreut, das gnädige Fräulein kennenzulernen.«

Frau Höhn bat ins Esszimmer. Die Tafel war bereits gedeckt. Ihr Mann und der Gast ließen sich nebeneinander nieder. Mutter und Tochter trugen das Essen herein. Es gab Bratwürste mit Kartoffeln und Sauerkraut. Höhn stand auf, ging zu dem bereitstehenden Fässchen, vor dem er die Gläser postiert hatte, zapfte zwei Bier und stellte sie auf den Tisch. Die Damen nahmen jetzt gegenüber Platz. Sie tranken nur Wasser. Alle stießen miteinander an. Dann ließen sie sich das heimische Gericht schmecken.

»Ich muss der gnädigen Frau ein Kompliment machen. So vorzügliche Bratwürste habe ich lange nicht mehr gegessen. Auch das Sauerkraut ist besonders gut gelungen.« Johann musste sich zusammenreißen, um keinen gefräßigen Eindruck zu hinterlassen.

»Das Essen hat Margarete zubereitet.« Frau Höhn zeigte demonstrativ auf ihre Tochter.

»Ich bin beeindruckt. Man könnte meinen, sie ist eine ausgebildete Köchin.«

»Das ist sie auch. Sie hat die Kochschule besucht.« Die Mutter kam ihrer Tochter mit der Antwort zuvor.

Johann richtete seine Blicke zunehmend auf Margarete. Eine Schönheit war sie nicht. Aber hässlich war sie auch nicht. Immerhin war sie eine gute Köchin. Und sie hatte ein gepflegtes Äußeres, wirkte überaus natürlich. Dass sie ein wenig schüchtern war, störte ihn keineswegs. Sie war alles in allem eine Frau, die gut zu ihm passte. Mit seiner Behinderung konnte er ohnehin froh sein, wenn er eine adäquate Partnerin fand. Hier glaubte er, sie gefunden zu haben. So empfand er mehr und mehr Sympathie für die ein Jahr jüngere Tochter des Hauses. »Hat das gnädige Fräulein einen Freund?«

»Wo denken Sie hin.« Frau Höhn fuhr dazwischen, als wollte sie einer missverständlichen Antwort ihrer Tochter zuvorkommen.

Margarete schüttelte den Kopf.

»Was beliebt sie in ihrer Freizeit zu tun? Das gnädige Fräulein hat doch bestimmt irgendwelche Vorlieben. Von ihren Kochkünsten mal abgesehen.«

»Sie geht gern ins Hoftheater.« Frau Höhn sah ihre Tochter an. »Das stimmt doch, oder?«

Margarete nickte.

»Nächste Woche wird *Die Fledermaus* von Johann Strauß aufgeführt. Darauf freut sie sich schon heute.« Die Mutter trat weiterhin als Sprachrohr ihrer Tochter auf.

»Mit dem Strauß kann ich nichts anfangen.« Höhn winkte mit der Hand ab. »So mancher gerät in Verzückung, wenn er den Namen des Walzerkönigs nur hört. Dabei hat er mit der Stadt und ihren Bürgern nie etwas zu tun gehabt. Ihm ist es einzig darum gegangen, seine kirchenrechtlich bestehende zweite Ehe scheiden zu lassen, um seine Freundin Adele heiraten zu können. Nachdem ihm das gelungen ist, hat er sich auf Nimmerwiedersehen aus dem Staub gemacht. Ein feiner Mensch, dieser Johann Strauß.«

»Das ändert aber nichts an seiner Musik.« Frau Höhn schien anderer Meinung zu sein als ihr Gatte.

»Hat das gnädige Fräulein denn Lust auf ein Treffen im Hofgarten?« Johann sah Margarete an.

»Sie kommt sicher gern mit.« Die Mutter äußerte sich erneut im Namen ihrer Tochter.

Höhn wandte sich genervt an seine Frau. »Übe Nachsicht mit mir. Aber vielleicht kann Margarete dieses eine Mal selbst antworten. Sie ist doch kein Kind mehr.«

Frau Höhn war leicht pikiert.

»Ich begleite Sie gern.« Endlich sprach sie selbst zu Johann. Ihre Stimme mit dem angenehmen Timbre hörte er zum ersten Mal.

*

Er habe nicht geglaubt, dass die Wohnung so schnell frei werde. Probst, von dem Johann die Werkstatt gemietet hatte, führte ihn und Margarete, die unbedingt dabei sein sollte, die Treppen hinauf in die Dachwohnung. Oben angekommen, schloss er die Wohnungstür auf. Der arme

Martin, begann er zu säuseln. Habe nach einem erfüllten Arbeitsleben noch ein paar Jährchen den Ruhestand genießen wollen, wenn ihm das ohne seine Frau auch schwer gefallen sei. Und jetzt liege er schon seit ein paar Tagen unter der Erde. Probst kraute sich am Vollbart. Er wäre froh, wenn man an den Räumlichkeiten Gefallen fände und alsbald einzöge. Er wüsste sonst nicht, was er mit der Einrichtung machen sollte. Einen Erben gebe es nicht.

Johann schwieg, vermutete aber, dass Meister Martin die Zimmer ordentlich ausgestattet hatte. Irgendwo musste sein erwirtschaftetes Vermögen ja stecken. Und in der Tat. Als Margarete und er das über Werkstatt und Warenlager gelegene Quartier betraten, wurden sie schon in der Diele angenehm überrascht. In dem äußerlich eher unansehnlichen Hinterhaus, von dessen Wänden sich an einigen Stellen bereits der Putz löste, hatten sie mit einer derart geschmackvollen Ausstattung nicht gerechnet.

Probst sah die staunenden Gesichter der beiden. »Das ist doch eine schöne Bleibe für ihn und seine Gattin, oder?«

»Freundin, wenn's recht ist.«

»Pardon, Freundin! Aber man wird gewiss den Bund der Ehe schließen, oder?«

»Gewiss. Aber nicht heute.«

»Natürlich nicht.« Probst setzte ein gequältes Lächeln auf.

Johann irritierten die geröteten Augen und die Warze auf der Hakennase des Hauseigentümers.

Auch Margarete starrte ihn immer wieder an.

Probst spürte, wie er gemustert wurde. Er versuchte, von sich abzulenken, indem er gebetsmühlenartig erklärte,

dass alles noch gut in Schuss sei. Man werde es selbst sehen.

Johann warf Margarete einen fragenden Blick zu. Schließlich war sie es, die aus einer betuchten Familie stammte und einen gewissen Luxus gewöhnt war.

Nach kurzem Zögern meinte sie, wenn alle Räume so aussähen, sollte er die Gelegenheit beim Schopf ergreifen.

Das gnädige Fräulein kenne sich aus. Probst tat so, als verkehrte er vorrangig in wohlhabenden Kreisen. Man werde staunen, fuhr er fort, ein Raum sei schöner als der andere.

Genau das wollte Johann mit eigenen Augen sehen, bevor er eine Entscheidung traf. Wenn das stimmte, was der Hauseigentümer behauptete, würde er die Wohnung natürlich mieten und sich sogleich um die Überschreibung des Erbes auf seinen Namen kümmern.

Zuerst ging es in die Küche. Dort befand sich ein Kohleherd, daneben ein mit Kohle gefüllter Eimer. Die Kohle musste aus dem Kohlenkeller nach oben geschleppt werden. Ein Ofenrohr sorgte für den Rauchabzug. Auf der Herdplatte stand ein Wasserkessel, auf einem Schemel ein anderer Eimer voll Wasser. Im Gegensatz zur Werkstatt fehlte ein Wasseranschluss. Das kühle Nass musste aus der Waschküche geholt werden. Über dem Herd hingen ein paar Küchengeräte. Gegenüber der Kochnische, unmittelbar vor dem Fenster, hatte Martin einen kleinen quadratischen Tisch mit zwei Stühlen platziert. Daneben ragte ein Geschirrschrank fast bis zur Decke in die Höhe.

Die Küche gefiel Johann und Margarete.

Anschließend war die Wohnstube an der Reihe. Auch hier waren beide sichtlich angetan.

Probst, der sich erneut am Vollbart kraute, frohlockte bereits.

Das geräumige Zimmer glänzte mit wuchtigen Möbeln Marke Eigenbau. Ein zweitüriger Schrank, ein dreigeteilter Eckschrank, ein Vertiko und ein in der Mitte stehender Tisch mit vier Stühlen gaben dem Raum eine besondere Note. Hinzu kamen ein Sofa, ein Sessel, einige über die Stube verteilte Accessoires und zwischen Tür und Eckschrank ein Gemälde.

Danach folgte die Schlafstube. Außer den beiden Betten gab es einen Waschtisch mit einer Wasserkanne unter der Waschschüssel, ferner ein paar selbst gefertigte Möbel wie Kleiderschrank, Kommode, Truhe und zwei Stühle. Wie in der Wohnstube sorgte ein Kohleofen für die nötige Wärme in der kalten Jahreszeit. Zudem konnte man in allen drei Räumen vom Fenster aus in den Hof hinunterschauen.

Johann und Margarete signalisierten durch Blickkontakt ihre Zustimmung.

Probst wollte ganz sicher gehen. Man wisse aber, sagte er, dass es im ganzen Haus noch keine Elektrizität gebe. Und dass das Gas lediglich der Beleuchtung diene. Auch sanitäre Einrichtungen seien nicht vorhanden. Gebadet und Wäsche gewaschen werde in der Waschküche, für die großen und kleinen Geschäfte müsse man das Plumpsklo im Treppenhaus benutzen.

Johann entdeckte die auf den Dachboden führende Stiege.

Probst palaverte weiter. Er stellte in Aussicht, dass sein Haus bald an das Elektrizitätsnetz angeschlossen werde. Die Firma Gebrüder Körting habe ja schon im vergangenen Jahr mit der Gleichstromerzeugung begonnen und wolle nun das Stromnetz weiter ausbauen. Auch für einen Wasseranschluss in der Wohnung werde er sorgen. Offen bleibe, wann ein Wasserklosett benutzt und das Haus mit Gas beheizt werden könne. Er mache drei Kreuze, wenn es mit der Güllegrube und den Kohleöfen vorbei sei. Der Hauseigentümer erweckte zumindest den Eindruck, Modernisierungsmaßnahmen nicht im Wege zu stehen. Dann fragte er, ob man noch den Speicher sehen wolle. Ihm war Johanns Blick auf die Stiege aufgefallen.

Dieser nickte nur.

Der Weg hinauf war beschwerlich. Probst schnaufte wie eine Dampflokomotive. Oben gab es drei Kammern: einen Abstellraum und zwei zusätzliche Räume für Wohnzwecke. Hier konnten Kinder oder Gäste untergebracht werden. Nicht beheizbar und nur mit je einem Bett ausgestattet waren sie zumindest in den Wintermonaten höchstens zum Schlafen geeignet. Zudem drang wenig Licht durch die Dachluken.

Den Speicher werde man vermutlich nicht brauchen, meinte Probst – zumindest nicht zum Wohnen. Er schien an eine kinderlose Ehe zu glauben.

Johann und Margarete ignorierten seine Spekulationen. Dafür stürten sie sich an seiner unpersönlichen Anrede mit *man* umso mehr.

Über die Stiege ging es wieder hinunter in die Wohnung, danach noch in die Waschküche, die neben dem Kohlenkeller lag. Im Bottich über einem gemauerten Ofen wurde das Waschwasser erhitzt. Zum Waschen lagen weitere Utensilien bereit: Bleuel, lange Holzklammern zum Herausziehen der kochend heißen Wäsche, Schmierseife, Bürsten, Waschbrett zum Sauberschrubben und Zinkwannen zum Spülen. Die größte unter den Wannen eignete sich zum Baden.

Mehr gebe es nicht zu sehen, sagte Probst, der sich ein weiteres Mal am Vollbart kraute. Gedenke man nun die Wohnung zu nehmen? Wenn ja, würde er noch heute den Mietvertrag aufsetzen.

Nach einem kurzen Nicken von Margarete sagte Johann zu. Er strahlte vor Freude, konnte er doch endlich sein Rattenloch am Hahnfluss aufgeben. Aber nur zu Meister Martins Konditionen, fügte er hinzu.

Probst, der eine Mietsteigerung einkalkuliert hatte, fühlte sich überrumpelt, akzeptierte Johanns Forderung aber zähneknirschend.

*

Johann und Margarete hatten sich fein gemacht, warteten am 24. Juli 1905 im Steinweg auf die Ankunft des neuen Herzogs. In wenigen Minuten sollte es soweit sein, musste Carl Eduard mit seiner von vier Schimmeln gezogenen Kutsche vorüberziehen, um nach einem Festakt auf dem Marktplatz sein Regierungsamt in der alten Residenzstadt anzutreten.

Der Tross, der am Bahnhof empfangen worden war, zog in gemächlichem Tempo durch den mit Blumen, Girlanden und Fahnen geschmückten Steinweg. Obwohl die meisten Bürger verschnupft waren, weil sie dieses Zeremoniell erst erleben durften, nachdem die größere Schwester unter den beiden Residenzstädten den Vorzug erhalten hatte, standen sie an der Strecke Spalier und bereiteten dem neuen Herrscher mit tosendem Beifall einen geradezu begeisterten Empfang.

Auch Johann und Margarete bekannten sich zur Aristokratie. Unter der Fuchtel des gemeinen Volkes wollten sie nie und nimmer stehen. Die Entwicklung in Frankreich, Großbritannien und Russland bereitete ihnen große Sorge.

Er sei froh, dass mit dem Regierungsantritt von Carl Eduard die Existenz des Herzogtums gesichert werde. Johann mit seinen eins fünfundsechzig hatte große Mühe, zwischen den vor ihm stehenden Schaulustigen hindurch den neuen Regenten zu sehen.

Auch Margarete, nicht größer als er, versuchte krampfhaft, einen Blick zu erhaschen.

Was passiere, wenn man Revolutionären freie Hand lasse, könne man an den Ereignissen Mitte des vorigen Jahrhunderts sehen. Er sprach leise, damit es niemand hören konnte. Der Schlimmste von allen sei dieser Feodor Streit gewesen, der in seinen Reden und Zeitungsartikeln als Agitator gewirkt und das Volk gegen das herrschende System aufgewiegelt habe. Seinem Namen habe er alle Ehre gemacht. Zum Glück sei er mit seinen wirren Ideen gescheitert.

Johann wollte nicht länger hinnehmen, dass ihnen die Sicht versperrt wurde. Also setzte er seine Ellbogen ein, um eine Bresche in die Menschenkette zu schlagen. Dank seines körperlichen Einsatzes gelang es ihm und seiner Margarete schließlich, Carl Eduard wenigstens kurz zu Gesicht zu bekommen. Die sich bildende Lücke war immerhin groß genug, um die Galauniform des jungen, in der offenen Kutsche sitzenden Herzogs mit dem federgeschmückten Helm, dem Degen und den zahlreichen Orden zu erkennen.

Der neue Regent und sein Gefolge verschwanden bald wieder aus ihrem Blickfeld. Die Menschenmenge löste sich langsam auf. Die einen folgten in Richtung Markt, um weiterhin an dem Spektakel teilzunehmen. Die anderen steuerten das Heiligkreuz an. Eine Handvoll Leute blieb im Steinweg zurück – auch Johann und Margarete, die sich in seine Dachwohnung begaben.

Sie wolle ja um Himmels willen nichts gegen den Herzog sagen. Aber dass er am Hofe derart viele Mitarbeiter benötige, finde sie schon reichlich übertrieben. Margarete wartete auf Johanns Reaktion. Doch der hielt sich auffallend zurück. Sie schlug das Adressbuch auf, in dem – neben einer Menge anderer Eintragungen – das herzogliche Personal detailliert aufgeführt war, und las laut vor: *Am Hofe des Herzogs gibt es einen Oberhofmarschall, den Schlosshauptmann, einen Zeremonienmeister, den Ehrenstallmeister, den Hausmarschall, mehrere Kammerherren und Stallmeister, einen Kellermeister, einen Courier, einen Garderobier, einige Büchsenspanner und Hofjäger, einen Silberverwalter, mehrere Silberputzer und Mundkö-*

che, eine Kaffeeköchin, eine Waschmeisterin, eine Bettmeisterin, einen Holzvogt und einige Hoflakaien. Außerdem stehen Bedienstete für die Hofgärtnerei, das Schloss Rosenau und das Schloss Callenberg zur Verfügung. Herzöglich sind auch die Hofgeistlichkeit, die Beamten und Angestellten der Sammlungen auf der Veste und das gesamte Personal des Hoftheaters.

Das sei der Hofstaat von Herzog Alfred gewesen. Johann zeigte auf den Einband des vor zehn Jahren erschienenen Adressbuches.

Margarete mochte nicht daran glauben, dass der neue Herzog bescheidener auftrat.

Johann gab zu bedenken, dass er mit diesem Mitarbeiterstab jede Menge Leute beschäftigte, die sonst auf der Straße saßen. Und er bezweifelte, dass im Falle einer Abschaffung des Herzogtums der sogenannte demokratische Staat mit einem geringeren Beamtenapparat auskam.

Margarete zuckte mit den Schultern.

Sie habe schon recht, fuhr Johann fort, dass alles ein wenig übertrieben sei. Aber er könne sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass eine – welche auch immer – von einer Volksvertretung gewählte Regierung bei der Verteilung von Posten sparsamer umgehen werde. Da seien die Machtgelüste viel zu groß. Und um den Machterhalt zu sichern, brauche die herrschende Klasse eine möglichst große Armee von Gefolgsleuten.

*

Er sei stolz auf seinen Sohn und die ihm angetraute Margarete. Johanns Vater hatte sich erhoben, um eine kleine Tischrede zu halten.

Gebannt hörte die Hochzeitsgesellschaft zu: Braut und Bräutigam, Margarete im weißen Brautkleid und einem Brautkranz im Haar, Johann im geliehenen Frack aus dunkelblauem Tuch, mit langer Hose ohne Aufschlag, weißer Weste, Frackhemd mit Eckenkragen und weißem Querbinde; seine Mutter, wie der Vater einfach, aber dem Anlass gebührend gekleidet; die Höhns, Margaretes Eltern, in standesgemäß festlicher Garderobe; Max, Johanns Geselle, sowie Fritz und Hans, seine einzigen sich stets loyal verhaltenden Schulfreunde, in ihren Sonntagsanzügen.

Johanns Vater zog einen Zettel aus der Jackentasche und las seinen handgeschriebenen Text vor, wobei der hochrote Kopf von hohem Lampenfieber kündete: *Aus einfachen Verhältnissen stammend und obendrein körperlich behindert, hat sich mein Sohn schon als Kind behaupten können, ist in der Schule und später während der Lehre erfolgreich gewesen, obwohl er die elterliche Heimarbeit unterstützen musste, hat sogar den Meisterbrief mit Auszeichnung erworben und sich schließlich als Schreinermeister selbstständig gemacht. Dem ersten glücklichen Zufall, als er die Werkstatt von Meister Martin – Gott hab ihn selig! – übernehmen durfte, ist ihm ein noch glücklicherer Zufall zu Hilfe gekommen, als er die Frau seines Lebens getroffen hat. Möge der Herrgott den beiden seinen Segen geben und ihnen alsbald gesunden Nachwuchs bescheren.* Dem kleinen Mann mit Bauchansatz und Glatze war deutlich anzumerken, wie ihm angesichts der gelunge-

nen, noch dazu fehlerfrei vorgetragenen Rede ein Stein vom Herzen fiel.

Die Runde spendete ihm geschlossen Beifall.

Während er sich wieder setzte, erhob sich Höhn und trug nun seinerseits ein paar Worte aus dem Stegreif vor: Er könne sich seinem Vorredner nur anschließen. Ergänzen wolle er lediglich, dass Johann eine liebevolle und treue Frau gefunden habe, die ihn nicht nur gut bekochen, sondern ihm stets zur Seite stehen werde, komme da, was da wolle, wenn man auch allgemein zu sagen pflege, dass die Liebe durch den Magen gehe. Margarete solle, wie es sich gezieme, schweigsam, züchtig und tugendsam sein, wie der Pastor von St. Moriz so schön aus dem Buch des Jesus Sirach, Kapitel sechsundzwanzig zitiert habe. Nun wolle er das Glas erheben und auf das Brautpaar anstoßen.

Alle klatschten, standen auf und stießen mit einem Glas Champagner, das der gut situierte Höhn eigens für diesen Tag spendiert hatte, auf Johann und Margarete an. Dann nahmen sie wieder Platz.

Das standesamtliche Procedere, bei dem die Väter der beiden als Trauzeugen auftraten, und der Polterabend, an dem zahlreiches Porzellan zerdeppert wurde, hatten, wie traditionell üblich, am Vortag stattgefunden. Auch die vor wenigen Stunden vollzogene kirchliche Trauung in St. Moriz lag hinter ihnen. Nun saßen sie im Restaurant der Actien-Bierhalle, im Volksmund *Bierfestung* genannt, und warteten hungrig auf Suppe, Hauptgang und Dessert.

Die gute Stube des Anwesens, das sich im Besitz der Actienbrauerei befand und zu dem Säle und Räumlichkeiten für insgesamt dreitausendfünfhundert Gäste zählten,

war alles andere als eine Stube. Der hohe Raum mit den riesigen Rundbogenfenstern und den reichlich vorhandenen Sitzmöglichkeiten erinnerte von seiner Größe her an den Großen Remter der Marienburg, jener zwischen Danzig und Masuren gelegenen Deutschordensburg, und war somit das Prunkstück des Veranstaltungstempels.

Das Bedienungspersonal schwärmte aus und servierte die Suppe. Der Appetit der neun magenknurrenden Gestalten war derart groß, dass ein synchrones Löffeln einsetzte. Dabei schwappte Fritz' bis an den Rand gefülltes Schöpfgerät über und ergoss sich auf sein strahlend weißes Hemd. Der am linken Bein, unterhalb des Knies amputierte und auf Krücken angewiesene junge Mann mit Halbglatze und extrem starken, fast schwarzen Augenbrauen amüsierte sich über sein Missgeschick, was ein Gelächter der anderen auslöste. Nur der in militärisch steifer Haltung verharrende Hans mit kurzgeschorenem Haar und Oberlippenbart verzog keine Miene.

Im fliegenden Wechsel wurden die leeren Suppentassen samt Löffeln gegen das Geschirr für den Hauptgang ausgetauscht und die Platten mit dem Rehbraten und die Schüsseln mit den Klößen aufgetischt. Dann wurde ein Teller nach dem andern mit dem duftenden Festmahl gefüllt, ehe der nahezu zeitgleiche Verzehr einsetzte. Wieder war es Fritz, der diesmal die Wirkung der heißen Klöße unterschätzt hatte und den Inhalt im Mund hin- und herschob, dass sich die Backen aufblähten. Nur das Lachen war ihm diesmal vergangen. Stattdessen hechelte er wie ein gehetzter Hund.

Den Abschluss bildete das Dessert, bei dem es sich um Wein-Creme handelte. Fritz' Augen glänzten, konnte er doch die halb verbrannte Zunge ein wenig abkühlen. Das Gegenstück zu Fritz bildeten die beiden anderen Junggesellen. Während Max die ganze Zeit kein Wort gesagt, das für ihn unerschwingliche Menü aber sichtlich genossen hatte, verzog der soldatisch stramm dasitzende Hans nicht ein einziges Mal das Gesicht.

Den Rest des Abends wurde mit Actien-Bier vom Fass gefeiert. Die Frauen hielten sich zurück. Johann, mit der Zeit leicht beschwipst, nahm seine Margarete von Stunde zu Stunde häufiger in den Arm und küsste sie überschwänglich. Max und Fritz zeigten sich trinkfest und erweckten den Eindruck, als sogen Leber und Nieren wie Schwämme den Gerstensaft auf. Nur der steife und nahezu teilnahmslose Hans kippte schon nach drei Bier vom Stuhl und musste hinausgetragen werden. Zwei Sanitäter brachten ihn vorsorglich ins Landkrankenhaus. Johanns Vater und Schwiegervater hingegen wurden umso redseliger, je mehr sie in sich hineinschütteten. Dabei ließen sie ihrem Spott über die Preußen freien Lauf.

»Ich erinnere mich an ein Trinkgelage mit einem feindlichen Bataillon. Jawohl, einem feindlichen Bataillon. Hick. Einem Bataillon des Bayerischen Infanterie-Regiments. Des fünften. Oder war es das sechste? Egal. Hick. Es war während des Deutschen Krieges auf dem Anger. Jawohl, auf dem Anger, wo die Truppe häufig kampiert hatte. Hick.« Johanns Vater erzählte die Geschichte bei jeder sich bietenden Gelegenheit. In diesem Stadium aber lallte er nicht nur, sondern wurde zusätzlich von einem Schluckauf ge-

plagt. »Was da gesoffen wurde. Jawohl, gesoffen. Hick. Das kann sich so ein gescheiter Mensch wie er nicht vorstellen, was?« Er zeigte auf seinen Sohn.

»Lass den Jungen mal zufrieden.« Die Mutter sah den Vater strafend an.

»Ich bin nun mal ein simpler Krätzlesstricker.«

»Die Bayern haben doch auf Seiten der Österreicher gestanden.« Höhn war bemüht, eine Eskalation zu vermeiden, konnte sich zudem noch einigermaßen artikulieren.

»Das war es doch gerade. Die Gelegenheit, den Preußen eins auszuwischen. Jawohl, so richtig eins auszuwischen. Hick. Dass sich der Herzog ... Ernst der Zweite? Kann sein. Egal. Hick. Dass der sich damals den Pickelhauben gebeugt hat. Einfach so gebeugt hat, gegen Bayern und Österreich in den Krieg zu ziehen. Hick. Ausgerechnet gegen die Bayern. Sapperlot! Das ist dem hiesigen Volk sauer aufgestoßen. Hick. Zu recht, mein Lieber.« Er klopfte Höhn auf die Schulter. Dann schwieg er einen Moment, ehe er sich erneut an Johann wandte. »Was ist nur mit deinem Freund Hans los? Kippt einfach so vom Stuhl. Hick. Wo bleibt der eigentlich?«

»Der kommt heute nicht mehr.« Johann taxierte seinen Vater, als konnte er die Anzahl der Maß in dessen Augen ablesen. »Der Vater trinkt heute zu viel.«

»Unsinn, Junge! Das Actien-Bier, jawohl, das Actien-Bier. Hick. Ist ein vorzügliches Gesöff. Bereitet weder Kopfschmerzen noch Übelkeit. Hick.«

»Ich trinke heute auch zu viel.« Höhn stützte seinen Kopf mit den Händen ab, wobei die Ellbogen auf dem Tisch lagen. »Ich weiß selbst nicht, was in mich gefahren

ist. Dabei habe ich mich Johann gegenüber noch über die Sauferei des gemeinen Volkes beim Vogelschießen echauffiert.«

»Das ist doch was anderes.« Johanns Vater winkte ab. »Heute bringst du deine Tochter unter die Haube. Jawohl, unter die Haube. Hick. Das ist ein einmaliger Vorgang. Der muss begossen werden. Hick. Prost!« Die beiden Männer stießen miteinander an.

»Ich muss gestehen. Auch ich bin kein Freund der Preußen.« Höhn schlug in die gleiche Kerbe wie Managottera sen. »Deren militärisches Affentheater ist ein einziger Zirkus. Umso mehr hat mich der Auftritt dieses angeblichen Hauptmanns von Köpenick gefreut.«

»Sapperlot! Das war ja ein Ding. Hick.« Johanns Vater freute sich über die Unterstützung.

»Der hat die Preußen regelrecht vorgeführt, ja lächerlich gemacht. Die ganze Welt schlägt sich vor Begeisterung auf die Schenkel.« Höhn amüsierte sich köstlich. »Ein arbeitsloser Schuster entblößt den wilhelminischen Kadavergehorsam, hält einfach ein paar Gardesoldaten an, verhaftet den Bürgermeister von Köpenick und zieht die Stadtkasse ein. Und das in einer bei einem Trödler erworbenen Hauptmannsuniform.«

»Das war wirklich ein dickes Ding. Hick.« Johanns Vater wartete ungeduldig auf das nächste Bier.

Der Bräutigam bemerkte den zunehmenden Pegelstand der beiden Altvordern und zündete sich eine Zigarre an. Den einen störte dies nicht. Der andere glaubte, die auf dem Tisch brennenden Kerzen seien an dem sich ausbreitenden Qualm schuld.

Zu fortgeschrittener Stunde war die Feier zu Ende, lagen die vom vielen Alkohol benebelten Köpfe der Männer auf der Tischplatte. Johann konnte immerhin noch den Oberkellner rufen, der in Windeseile die Rechnung auf einem Teller brachte und auf die Uhr zeigte. Einzig die Frauen waren nüchtern geblieben. Nachdem Johann seine Briefftasche geleert, die Geldscheine mit Mühe gezählt und den Betrag plus Trinkgeld auf den Teller gelegt hatte, kam der Chef des Bedienungspersonals, wünschte noch eine angenehme Nacht und verschwand mit dem Geld. Der männliche Teil der Hochzeitsgesellschaft torkelte daraufhin ins Freie, während die Braut, gemeinsam mit Mutter und Schwiegermutter, ausnahmsweise gute Miene zum bösen Spiel machte.

*

Max arbeitete an einem Schrank. Johann wirkte nur zeitweise an dem guten Stück mit, hatte sich in den letzten Tagen auf die Anfertigung einer Wiege für den erwarteten Nachwuchs konzentriert. Nun begutachtete er sein Werk, das er eben beendet hatte.

Der Arzt und die Hebamme, die kurz nach dem Eintreten der Wehen verständigt worden waren, hielten sich längst in der Wohnung auf, wo sie sich auf die Entbindung vorbereiteten. Einer der beiden wollte ihm die Geburt sofort mitteilen.

Johann verließ die Werkstatt und betrat den Hof. Er sah nach oben, wo er einst Meister Martin am Fenster erblickt hatte. Doch es zeigte sich niemand, der ihm die frohe Kun-

de per Handzeichen anzeigte. Er zündete sich eine Zigarre an, tat einen kräftigen Zug, blies dabei den Rauch in Form von Ringen gen Himmel und wartete ungeduldig auf den großen Augenblick. Aber er wartete vergebens. Unruhig lief er auf dem Hof auf und ab, zog ein ums andre Mal an der Zigarre. Das Hoffen und Bangen wollte kein Ende nehmen. Schließlich war nur noch ein Zigarrenstummel übriggeblieben, von dem er die überstehende Asche abklopfte.

Max kam und bat ihn, bei der Montage der Schranktüren zu helfen, wenn es denn ging. Johann sagte ihm seine Hilfe zu. Die Beschläge mussten millimetergenau angebracht werden. Er drückte sie gegen die markierten Stellen auf den Türen und Seitenteilen, während Max sie festschraubte. Dann wurden das Schrankgehäuse aufgestellt und die Türen eingehängt. Das kompakte Möbelstück war gelungen, hinterließ einen stabilen und zugleich repräsentativen Eindruck. Der Meister und sein Geselle waren mit ihrer Arbeit zufrieden.

»Noch immer nichts?« Max rückte seine Mütze zurecht.

»Noch immer nichts.« Johann begab sich erneut in den Hof, lief wie zuvor auf und ab, sah ein ums andere Mal hinauf zur Wohnung, wo weder vom Arzt noch von der Hebamme etwas zu sehen war.

Dann auf einmal klopfte es an die Fensterscheibe der Schlafstube, kam erst das graue Haar und danach das markante Gesicht des Arztes zum Vorschein, der ihm mit dem vereinbarten Zeichen, einem kurzen Kopfnicken, andeutete, dass die Geburt geklappt hatte.

Johann spürte, wie sein Herz klopfte. Gespannt, was ihn erwartete – Bub oder Mädels – eilte er, mit Stufe für Stufe nachgezogenem Bein, in die Wohnung.

»Gratuliere!« Die sonore Stimme von Dr. Wolf, der inzwischen seinen Hut mit der breiten Krempe aufgesetzt hatte und die Arzttasche in der Hand hielt, erzeugte ähnlich spürbare Vibrationen wie die gezupften Klänge eines Kontrabasses. »Sie sind Vater eines gesunden Jungen geworden.«

Johann konnte sein Glück kaum fassen. Und auf die Frage, wie es seiner Frau ging, erfuhr er, dass sie die nicht ganz leichte Geburt gut überstanden hatte.

Dann verabschiedete sich der Mediziner, dessen Gang an ein leicht schaukelndes Boot erinnerte, und verließ die Wohnung.

Johann klopfte zaghaft an die Tür, drückte die Klinke herunter und betrat die Schlafstube.

Margarete lag mit geschlossenen Augen im Bett. Ihre Gesichtszüge verrieten, dass die Geburt in der Tat kein Zuckerschlecken gewesen war.

»Ihre Frau braucht jetzt ein wenig Schlaf.« Die Hebamme versorgte das Neugeborene. »Der Junge hat Ähnlichkeit mit Ihnen. Finden Sie das nicht auch?«

Johann antwortete mit einem Schulterzucken, konnte beim besten Willen keine Übereinstimmung feststellen. Gott sei Dank! dachte er. Zumindest äußerlich war an seinem Sohn kein Makel zu erkennen.

Die Hebamme reichte ihm den Säugling.

Johann zögerte, traute sich kaum, das zerbrechlich wirkende Wesen anzufassen. Dann nahm er es vorsichtig auf

den Arm und drückte es leicht an sich, wobei er das Köpfchen mit der Hand abstützte. Anschließend wechselte er von der Vertikalen in die Horizontale. Er wiegte den kleinen Körper hin und her, betrachtete ihn dabei eingehend und war erleichtert, Vater eines gesunden Jungen geworden zu sein. Nach einer Weile gab er ihn der Hebamme zurück. Dann näherte er sich Margarete, blieb an ihrem Bett stehen und ergriff ihre rechte Hand.

Die Mutter seines Kindes schlug die Augen auf. »Johann! Hast du schon deinen Stammhalter gesehen?«

Er nickte, beugte sich über sie und gab ihr einen Kuss. »Was hältst du von *Ludwig*? Ist doch ein schöner Name für einen Managottera, oder?«

»Wenn das dein Wunsch ist, bin ich einverstanden.«

Johann drückte Margaretes Hand ein wenig fester, küsste sie erneut und überraschte sie gleich doppelt: zum einen mit einer Wiege, die er heimlich und nebenbei gefertigt hatte und die nun in der Werkstatt auf den Neuankömmling wartete; zum anderen mit einer Schatulle, die er ihr überreichte.

Neugierig öffnete sie den Deckel und war sprachlos, als sie das Goldkettchen sah.

Er legte ihr die Kette um den Hals. »Steht dir großartig. Du wirst es selbst sehen, wenn du dich im Spiegel betrachtest.«

Margarete zog Johann zu sich heran, küsste ihn und strahlte über das ganze Gesicht.

An einem Tag im Februar 1909 stürmte Max – völlig außer Atem – in die Werkstatt. Um den Kopf war ein weißes Tuch gebunden. Die Schuhe waren nicht nass, aber mit Wasser bespritzt.

Johann hatte mit der Fertigung einer Kommode begonnen, wunderte sich nur, wo sein Geselle blieb. Soweit er auch in die Vergangenheit zurückblickte, konnte er sich nicht daran erinnern, jemals einen verspäteten Arbeitsantritt des mittlerweile fast Sechzigjährigen erlebt zu haben.

Alles habe sich heute gegen ihn verschworen, sagte Max, der die Mütze abnahm und prüfte, ob der das Tuch zusammenhaltende Knoten fest genug war, ehe er die Kopfbedeckung wieder aufsetzte. Erst die verdammten Zahnschmerzen, dann das Hochwasser.

»Zahnschmerzen? Hochwasser?« Johann starrte seinen Gesellen an.

Er habe die Nacht kaum schlafen können. Die verdammten Zahnschmerzen hätten ihm derart zugesetzt, dass er heute Morgen den Wundarzt habe aufsuchen müssen.

Die Wundärzte waren keine Mediziner, sondern Barbier. Bei ihnen konnte man sich nicht nur die Haare schneiden oder den Bart abrasieren lassen. Sie verstanden auch etwas von Wundbehandlung, vermochten sogar Zähne zu ziehen.

Er habe den Quälgeist hoffentlich entfernen lassen, sagte Johann.

Max nickte. Dann erzählte er, dass dies nicht das einzige Malheur gewesen sei, das ihm die Verspätung eingebrockt habe. Wegen des Hochwassers habe er zusätzliche Zeit

verloren, sei nur auf Umwegen erst zum Wundarzt und dann in die Werkstatt gelangt. Er wohnte in Neuses, fuhr jeden Tag – im Sommer wie im Winter – mit einem alten Fahrrad in die Stadt.

Johann war klar, dass sich das Quartett aus vier ineinanderfließenden Flüssen ein breiteres Bett gesucht hatte – bei dem Regen der letzten Tage kein Wunder. Den Rest hatte das Tauwetter erledigt. Dank des milden Klimas war das schnelle Abschmelzen des Schnees in den höheren Lagen zu erwarten gewesen. Auf die Frage, wie weit das Wasser vorgedrungen sei, erfuhr er, dass es die gesamte untere Stadt erwischt habe – vom Kanonenweg über das Bahnhofsviertel und das Heiligkreuz bis zum Anger. Einmal habe es ja so kommen müssen, dachte er. Die Begrädigung der Itz, im Zusammenhang mit dem Anlegen der Uferstraße, sei eine unverzeihliche Sünde gewesen, die sich jetzt räche.

Die untere Stadt gleiche einer Seenlandschaft, fuhr Max fort, der sich noch immer nicht beruhigt hatte. Mittendrin ruge der eine oder andere abgessene Motorwagen aus den Fluten. Besser ergehe es den Fuhrwerken, die meist Personen anstelle von Waren transportierten. Allein die Gäule bekämen nasse Hufe. Das Wasser schein aber weiter zu steigen. Nur der Himmel wisse, ob dann überhaupt noch jemand durchkomme. So viel auf einmal geredet hatte Max während des ganzen Jahres nicht. Vielleicht verdrängte er mit seiner Redseligkeit nur die Sorge, nach der Arbeit mit dem Fahrrad nicht mehr heimzukommen.

Soviel stand fest. Auf die Stadt kam ein Jahrhundert-Hochwasser zu. *Roter Hahn* und *Schwarzer Tod* – Feuerbrünste und die Pest – waren ihr schon häufiger zum Verhängnis geworden. Aber von Hochwasser war sie bisher verschont geblieben.

Johann hatte jetzt ein Problem. Die fertiggestellten Möbel musste er unbedingt liefern. Aber wie? Wenn das Wasser weiter stieg, konnte Heyn sie nicht abholen, ohne dass sie während der Fahrt nass wurden und Schaden nahmen.

Max erinnerte ihn daran, dass er doch diesen seltsamen Apparat besaß, mit dem man sich aus der Ferne unterhalten konnte. Und der Heyn verfügte auch über solch ein Gerät.

Johann und Heyn waren seit kurzem Teilnehmer an der Stadt-Fernsprech-Einrichtung. Seine Rufnummer war die 106, die des Fuhrunternehmers die 123. Auf einem über dem Apparat angebrachten Schild stand der Hinweis: *Während des Gesprächs nicht Kurbel drehen! Nach Gesprächsschluss Hörer anhängen!*

Johann nahm die Gelegenheit wahr und rief bei Heyn an. Er hatte Glück, bekam sofort Anschluss. Er erfuhr, dass der für den Kunden in Seidmannsdorf bestimmte Transport trotz des Hochwassers erfolgen konnte. Nur die Strecke nach Beiersdorf war unpassierbar. Die Belieferung dieses Kunden musste er auf einen späteren Zeitpunkt verschieben.

*

Johann hatte einen größeren Auftrag auszuführen: ein Büfett, einen Schrank, eine Kommode und eine Truhe. Auftraggeber war ein Fabrikant, der die Möbel für seine Villa geordert hatte. Er war gerade dabei, mit einem Stift die gewünschten Abmessungen auf den Brettern zu markieren, was äußerste Sorgfalt erforderte. Max hatte er ins Warenlager geschickt, um weitere Bretter zu holen.

Mitten in die Arbeit platzte ein tags zuvor bestellter Dienstmann herein.

»Ich habe Sie früher erwartet. Jetzt kommen Sie zu einem äußerst ungelegenen Zeitpunkt.«

»Ich komme immer ungelegen. Wenn der Meister wüsste, was ich alles zu erledigen habe. Vor allem die Behörden sind äußerst ungeduldig. Da muss alles sofort geschehen – erst recht, wenn es um die Eintreibung fälliger Steuern und Gebühren geht.«

»Schon gut. Hier ist die dem Empfänger zu überbringende Offerte.« Sie war für einen in der Stadt wohnenden Neukunden bestimmt. Johann überreichte dem Mann das Schriftstück und drückte ihm den Lohn in die Hand. »Zählen Sie bitte nach und quittieren mir den Auftrag.«

Die Arbeit der Dienstmänner mitsamt ihrer Entlohnung war behördlich geregelt. Für einen Gang innerhalb der Stadt waren zehn Pfennig fällig; mit Gepäck, wenn sie es schleppen mussten, zwanzig Pfennig für bis zu fünfzehn Kilo; und wenn sie es mit einem Karren transportierten, dreißig Pfennig für bis zu einem Zentner. Als Expressboten auf dem Weg in die umliegenden Dörfer erhielten sie fünfzig Pfennig pro Stunde.

Der Dienstmann steckte den Lohn ein, bestätigte den Empfang der Offerte mit seiner Unterschrift und den Erhalt des tariflich festgelegten Entgelts in Form von Quittungsmarken. Die Marken garantierten prompte Besorgung und enthielten neben dem Betrag auch die Nummer des Dienstmannes. Dann verschwand er.

Kaum eine halbe Stunde war vergangen, als Margarete vom Besuch ihrer Eltern zurückkam und mit Ludwig an der Hand in die Werkstatt stürmte. »Du wirst nicht glauben, was in der Stadt passiert ist.«

»Beruhige dich erst mal! Du bist ja ganz außer Atem.« Johann drückte den auf ihn zu rennenden Ludwig an sich.

»Die Pferde vom Oehrl sind in den Rückertbrunnen gesprungen.«

»Die sind pitschnass gewesen.« Der Vierjährige schüttelte sich, als wenn er selbst in den Brunnen gefallen war.

Dann erzählte Margarete, dass der Oehrl im Steintor Kohlen von seinem Fuhrwerk abgeladen und eine Frau in der Nähe einen Teppich ausgeschüttelt hatte. »Das muss die Tiere in Panik versetzt haben.«

»Die sind ganz wild geworden.« Ludwig sprang mehrmals auf und ab.

Max kehrte mit ein paar Brettern aus dem Warenlager zurück, hatte nur vage mitbekommen, dass etwas passiert war, und lauschte mit offenem Mund.

»Plötzlich sind die losgaloppiert. Das Gefährt ist die Steingasse hinunter gerast. Wegen eines entgegenkommen- den Radfahrers ist die Situation dann außer Kontrolle geraten.«

Johann unterbrach seine Frau. »Sind Menschen dabei zu Schaden gekommen?«

Margarete schüttelte den Kopf. »Der Radfahrer konnte gerade noch ausweichen. Und der Oehrl ist rechtzeitig von der Ladefläche runtergesprungen. Nur die Pferde hat es erwischt. In der Rückertstraße hat es sie aus der Kurve getragen, worauf sie instinktiv im Brunnen gelandet sind.«

»Das hat laut *platsch* gemacht.« Ludwig ging zweimal hintereinander in die Hocke, wobei er beim zweiten Mal nur das Wort *platsch* wiederholte.

Johann starrte Max an, der noch immer mit offenem Mund dastand und krampfhaft die Bretter festhielt. Wie wolle der Oehrl bloß die Kohlen transportieren, fragte er. Nächste Woche seien sie an der Reihe.

Die Pferde seien heil geblieben, antwortete Margarete. Man habe sie allerdings erst befreien können, nachdem in die Umfassungsmauer eine Bresche geschlagen worden sei.

Max hatte die Geschichte ziemlich mitgenommen. Erst jetzt stellte er die Bretter ab.

Das müsse einen ordentlichen Auflauf gegeben haben, meinte Johann.

Er sei immer wieder geschubst worden. Ludwig machte eine entsprechende Handbewegung.

Die Leute seien ja so grob, sagte Margarete und strich Ludwig dabei über die Haare. Nicht mal auf Kinder werde Rücksicht genommen. Die Neugier sei einfach größer. Das Schlimme daran sei, dass jeder nur dastehe und gaffe. Keiner komme auf die Idee, mit anzupacken und zu helfen.

Johann hatte nichts anderes erwartet, war letztlich aber froh, dass alles noch mal glimpflich ausgegangen war. Ihm

schwante nichts Gutes, wenn er an die zunehmende Motorisierung dachte – für die Pferde ein Albtraum und damit das Ende der Fuhrwerke.

*

In der Werkstatt ging es am Tage hoch her. Einige fertige Möbel warteten auf ihren Abtransport, andere standen halbfertig herum: ein Schrank ohne Türen, eine Kommode ohne Schubladen, eine Truhe ohne Deckel. Auf den Tischen wurde eifrig gewerkelt, verteilten sich beim Sägen des Holzes nicht nur Sägespäne auf den Tischplatten, dem Fußboden und den Arbeitskitteln der beiden Männer. Es wurde bisweilen auch recht laut.

Zu später Stunde an diesem 14. September 1913, also lange nach Feierabend – Margarete und Ludwig lagen schon im Bett – kam Johann schlagartig die Idee, wie er den Nutzen des halbfertigen Schrankes mit ein paar Tricks mehren konnte. Also stieg er die Treppe hinunter, betrat die Werkstatt und nahm sich das gute Stück noch einmal vor.

Plötzlich vernahm er einen ohrenbetäubenden Lärm. Es klang wie eine Explosion. Er stürzte ins Freie, wollte mit eigenen Augen sehen, was passiert war. Aber er entdeckte nichts, außer, dass jetzt überall das Licht anging, aus sämtlichen Häusern des Steinwegs Leute in Nachthemden oder Schlafanzügen auf die Straße rannten und, teilweise die Augen reibend oder gähnend, nach einem vermeintlichen Unglück Ausschau hielten.

Auch Margarete hatte den Knall gehört und war – mit Ludwig an der Hand – die Treppe im Hinterhaus hinuntergeeilt und durch Hof und Vorderhaus auf den Steinweg hinausgelaufen. »Was ist passiert?«

»Mit einem Mal hat es *bum!* gemacht.« Ludwig, inzwischen sechs Jahre alt, hatte es förmlich aus dem Schlaf gerissen.

Johann befürchtete, dass einer dieser neumodischen, mit Benzin gefüllten Kraftwagen detoniert war. Es konnte sich aber auch Gas entzündet haben. Er traute dem Zeug nicht.

Inzwischen bimmelten in einiger Entfernung die an den Löschzügen der Feuerwehr angebrachten Glocken. Es war, als hätten sich alle Wehren aus Stadt und Landkreis auf den Weg zum Unglücksort gemacht.

Johann war erregt. Um sich zu beruhigen, zog er eine Zigarre aus der Jackentasche und zündete sie an.

Vom Spitaltor her näherte sich Probst, tauchte wie ein Phantom aus der Dunkelheit auf und kam mit Riesenschritten auf sein Anwesen im Steinweg zu.

Johann ging ihm entgegen. »Wissen Sie, was passiert ist?«

»Das Haus *Mauer Nummer zehn* ist in die Luft geflogen.« Sein Vermieter zitterte am ganzen Körper.

»Was sagen Sie da?« Johann stand wie vom Schlag getroffen da.

»Eine Gasexplosion. Ein eher unglücklicher Zufall.«

»Wie meinen Sie das?«

»Aus einem undichten Rohr ist Gas ausgeströmt.«

»Genau das kann doch überall passieren, wo dieser Schiet zum Einsatz kommt.«

»Ja, aber nicht, wenn man sich korrekt verhält.« Probst deutete auf die Zigarre.

»Ich verstehe nicht.«

»Wenn man zum Beispiel ein Streichholz entzündet, wie es ein Besucher getan haben soll – so ist es mir zugetragen worden – muss man sich nicht wundern, wenn einem die Bude um die Ohren fliegt. Dieser Teufelskram hat schon manchen Schaden angerichtet – nicht nur in der Lunge.«

Johann wurde nervös, wollte die Zigarre ausdrücken.

»Hier draußen kann man getrost rauchen. In geschlossenen Räumen aber kann entweichendes Gas beim Aufeinanderprallen mit einem einzigen Funken – gleich welchen Ursprungs – ein Unglück wie dieses auslösen.«

»Gab es Verletzte?« Auch Margarete zitterte jetzt am ganzen Körper.

»Verletzte, gnädige Frau? Man rechnet mit etlichen Toten. Immerhin sind sechszwanzig Bewohner in dem Haus gemeldet.«

Johann kam die schreckliche Nachricht wie ein böser Traum vor. Erst vergangene Woche hatte er eine Truhe in das Haus liefern lassen. Von seinem Kunden, Malermeister Scheps, wusste er, dass ein Dutzend Kinder in dem Gebäude lebte. Er mochte gar nicht an die armen Geschöpfe denken, die jetzt womöglich der Explosion zum Opfer gefallen waren. Unwillkürlich fuhr er seinem Sohn über den Kopf.

Erst in den Morgenstunden des nächsten Tages wurde das ganze Ausmaß der Katastrophe deutlich. Von dem Anwesen war nur noch ein Schutthaufen übriggeblieben. Und die genaue Anzahl der Opfer lag bei dreizehn Personen. Darunter befanden sich neun Kinder.